

König Friedrich Wilhelm I.

Der Große Kurfürst hatte die Grundlagen gefestigt und seinem Staat die Wehrmacht zur Verteidigung geschaffen. Sein Sohn hatte aus Brandenburg-Preußen das Königreich entwickelt und damit seinem Lande die ihm gebührende äußere Stellung und das Ansehen verschafft, die es beanspruchen durfte.

Mit Friedrich Wilhelm I. bestieg ein Erzieher, ein Landesvater den Thron, der entschlossen war, seinen Landeskindern die Arbeit, d.h. die persönliche Leistung für das Ganze, Staat und Heimat, einzuprägen und ihre Entwicklung bis zur höchsten Potenz zu steigern. Arbeit und Tätigkeit in Gottgebundenheit. Wer nicht mitmachte — sowohl beim Beten und Singen, wie bei Arbeiten —, wer lässig in seinem Amte sich zeigte, oder seine Leistung nach der Stellung dessen, mit dem er zu tun hatte, abstufte, bekam des Königlichen Landesvaters Zorn und oft seinen Stock zu fühlen. Pracht und schimmernder Glanz verschwanden vom Hof. Die glänzenden Hoffleider verschwanden, die Hoffbränzen räumten mit ihren gold- und silberverbrämten Köcken den schlichten Uniformen der Offiziere den Platz. Der preußische Drill nahm seinen Anfang; straffe Zucht setzte ein bei Heer, Volk und Gesellschaft und scharf war der Zwang, den der willensstarke Monarch seinem Haus und seinem Lande auferlegte unter besonderer Betonung der Einfachheit und Sparsamkeit der Lebenshaltung. Die starke Betonung der religiösen Grundlage für das Leben war bei Friedrich Wilhelm I. wiederum ein ihm eigenartiger Zug, der dem Wort seines Ahnen entsprach: „Gottes schlichter Amtmann am Fürstentum“ sein zu wollen. Aus der persönlichen Frömmigkeit des Königs einerseits und seinem Verpflichtetsein Gott gegenüber — dem er für Erhaltung der Religion und die Fortentwicklung seines Landes sich verantwortlich fühlte — entstand die Überzeugung bei ihm, daß unbedingt seinen Befehlen auf allen Gebieten Folge zu leisten sei. Wer sich engog oder trozte oder „ungehorsam“ — nach des Königs Meinung — war, den zerbrach er schonungslos, ja er scheute nicht davor, das Henkerbeil zu verwenden. Sein Zorn konnte furchtbar werden, weil er im Grunde stets aus hohem Motiv handelnd, den Widerspruch oder den Ungehorsam als auch gegen den Himmel gerichtet ansah. Wo er nicht überzeugen konnte, zerbrach er!

Diese Einstellung mußte besonders im Kreise seiner Familie notwendigerweise schwere Stunden und schwere Konflikte heraufbeschwören. Ein z. Teil ungesunder Pietismus machte sich damals fühlbar, der Glaube in seiner schlichten, einfachen Erhabenheit, wie unser Herr ihn uns vorgelebt, war von allzuviel Theologie und Wortklauberei sowie Sentimentalität überwuchert. Die Formen waren verknöchert und manche Außerlichkeit war eingeschlichen, die Andersfühlende ablehnten. Hausandachten sind gut und nötig, wenn die Hausgemeinde eines Sinnes mit ihrem Herrn, sich freiwillig morgens zusammenfindet und ein kurzes Bibelwort für die kommende Tagesarbeit mit auf den Weg bekommt als Stärkung. Aber wenn man die Schilderungen von den Hausgottesdiensten, Bet- und Andachtsstunden liest — besonders soweit sie aus dem Kreise der Seinen stammen — die der König in allzu häufiger Weise abhiebt, so hat man den Eindruck, daß der von ihm verfolgte Zweck nicht immer erreicht werden konnte. Jedenfalls bei seinem ältesten Sohn nicht. Hier beginnt sich das Drama zu entwickeln, das der König in seinem eigenen Hause erleben mußte, und dessen Phasen ihm in seiner gewaltigen Arbeit an seinem Volk und für sein Land manch bittere Stunde bereiten mußte. Wo tatsächlich beim König aufrichtige

Frömmigkeit zugrunde lag, die jedoch durch Eigenfinn und Zornausbrüche immer wieder neutralisiert oder ganz zurückgedrängt, dadurch bis zur scheinbaren Heuchelei wurde, sah der Sohn nur Schein und unaufrichtige Frömmerei, die sein klarblickender Geist nicht machen sich weigerte. Schon in dem ganz jungen Kronprinzen regten sich die Keime der kommenden neuen Zeit, die er später berufen war, einzuführen, und die notgedrungen mit derjenigen Epoche, an deren Ausgang der Vater stand, in Konflikt geraten mußte, je zäher er seine Zeit vertrat und das zu schirmen trachtete, was er in Preußen als nötig eingepflanzt, von seinem anders gearteten Sohn gefährdet glaubte. Der König war von seiner Aufgabe, seiner Herrscherpflicht seinem Volk und Land gegenüber tief durchdrungen. Er faßte sie als eine von Gott ihm übertragene Aufgabe auf, für deren Durchführung er — Gott dafür verantwortlich — alles daran zu setzen hatte und jeden Widerstand brechen mußte. Daher war er von dem einen Gedanken besetzt: „Fritz muß ebenso werden, ebenso wie ich!“, Das war ein übermenschliches Verlangen. Kein Sohn wird genau so wie der Vater, das zeigt uns die Reihe unserer Ahnen. Ein jeder ist ein Kind seiner Zeit. Der Thronfolger kann so veranlagt sein, daß er — in der großen allgemeinen Traditionslinie seines Vaters, seiner Ahnen bleibend — die Vorzüge der Zeit, der er unmit der älteren in Einklang zu bringen und zu verschmelzen vermag, unter Einhauchen neuen Geistes in altbewährte Formen bei ihrem Ausbau, wenn er auch andere Methoden dabei zur Anwendung bringt. Dann ist er ein Segen für Haus und Staat. Hat jedoch der Thronfolger mehr Sinn für die nachteiligen äußerlichen Nebenerscheinungen der sogenannten neuen oder wirklich neuern Zeit und trachtet sie zu verwirklichen ohne Rücksicht auf Herkommen und Tradition seines Hauses oder im Gegensatz zum regierenden Vater, dann kann er — wenn noch dazu schlecht beraten — eine Gefahr für sein Land werden. Des jungen Kronprinzen offener Sinn, schnelle Auffassung, warme Begeisterung für alles Schöne und Große im Leben, in Literatur, Kunst und Wissenschaft lehrte ihn bald die Schranken erkennen, die der König überall aufrichtete, und er versuchte sie zu überwinden oder gar niederzureißen. Dem in unermüdlicher Leistung auf Schaffen und Arbeiten für das Wohl des Staates erpichten König schienen Musik, Dichtkunst usw. nur „Alotria“ und eines Fürsten unwürdige „Zeitvergeudung“. Daß sie das Arbeitsleben verschönern, in stillen Stunden den ermüdeten Geist beleben und stärken, blieb ihm verborgen. Da er sie nicht dazu brauchte, brauchte der Kronprinz sie auch nicht. Wo Friedrich Wilhelm I. seine Zuflucht zur Jagd und zum burschikosen Tabakskollegium als Ausspannung von des Tages Mühe und Arbeit nahm, da trösteten Gedichte, Sonette, Stücke und seine geliebte Flöte den jungen Fritz über die erlittene Unbill seitens seines oft ungerecht zornigen Vaters.

Furchtbare Leiden hat der König dem Kronprinzen auferlegt und durch eine fraglos grenzenlos harte Tyrannis versucht, ihn mürrisch zu machen, wobei wohl manch hoffnungsvoller Keim im Kronprinzen zerstört worden sein mag. Der Gegensatz zwischen Vater und Sohn blieb leider nicht auf den Familienkreis beschränkt und wurde bald auch der Öffentlichkeit bekannt. Auf den Reisen des Königs erfuhr oft der Kronprinz coram publico demütigende Behandlung, wenn der König fürchtete, daß glänzende, oft lockere Leben an anderen Höfen, besonders in Dresden, könnte nachteiligen Eindruck auf den Sohn haben. Gemiß hat die Prachtentfaltung Augusts des Starken mit dem Glanz der Frauenwelt auf den Kronprinzen einen nachhaltigen Eindruck gemacht und sein jugendliches Herz erwärmt und entflammt;

er müßte nicht Mensch gewesen, nicht der, der er war, nicht von dem hehren Geist, der ihn durchwehte, erfüllt gewesen sein. Aber bei all dem sah sein hellsehender Blick tiefer und entdeckte Schäden, die den anderen verborgen blieben. Er machte seine geistigen Notizen für später. Schließlich brachte die Tyrannei des Königs den vielgeplagten und dadurch in immer generellere Opposition gedrängten Kronprinzen zum verzweifelten Versuch zur Flucht. Sie mißlang. Seinem unbefonnenen Freund Ratte kostete sie den Kopf, ihm brachte sie Kerkerhaft in Küstrin.

Der König tobte förmlich. Er drohte, den Sohn hinrichten zu lassen. Das schlimmste Verbrechen war der „Ungehorsam“. Erstens des Sohnes gegen den Vater, zweitens des Offiziers gegen seinen Vorgesetzten. Scharfe Dinge mußte der König sich sagen lassen, wie z. B., als bei einer Kriegsgerichtsitzung der König auf Fällung des Todesurteils bestand, General von Buddenbrock aufsprang und ausrief: „Wenn Euer Majestät durchaus Blut haben wollen, nehmen Sie meines; jenes sollen Euer Majestät, so lange ich lebe nicht, erhalten!“,

Die schwere Zeit von Küstrin gab dem Vater und dem Sohn Muße zur Einkehr und endete mit Versöhnung. Der König erkannte, daß er auf diesem Wege und mit solchen Mitteln den Sohn nicht zu einer ihm gleichen Persönlichkeit zu zwingen oder umzugestalten vermochte; der Kronprinz begann zu erkennen, welche großen moralischen Motive hinter seines Vaters zorniger Tyrannei standen, die ihm, wenn vielleicht auch nicht Liebe, so doch Respekt einzulösen begannen. Dieses Gefühl mußte sich beim Kronprinzen vertiefen, als er auf Befehl des Königs in die Zivil-Administration eingeführt, Verwaltung, zumal die Domänenverwaltung kennen lernte. Es war im Laufe der Zeit eine Beamtenschaft entstanden, die arbeitsam, hingebend, nach des Königs Vorbild und Willen sparsam wirtschaftend, ihre ganze Arbeitskraft für das Wohl des Staates einsetzte. Friedrich lernte auf solche Weise dies prachtvolle Instrument, die Schöpfung seines Vaters, kennen und schätzen. Wer es geschaffen, mußte wer sein, auch wenn er die größten Fehler in anderer Beziehung hatte.

Der König Friedrich Wilhelm I. hatte sich durch vielgeliebte Auswahl allmählich einen Körper von Männern geschaffen, die ganz seinem Willen hingegeben, ganz von ihrer Aufgabe für das Wohl des Ganzen, des Staates, erfüllt, nicht des Lohnes wegen — sie waren knapp besoldet — sondern zur Ausführung der Pläne des Königs alle Kräfte darangaben, um seine Befehle in die Tat umzusetzen. Sie dienten ihm und damit dem Wohle des Landes: Höchstleistung zur Betätigung der im König personifizierten objektiven, über allen Interessen stehenden Staatsgewalt. So wurde Friedrich Wilhelm I. der Schöpfer der berühmten Preussischen Beamtenschaft — ehrenfester, fleißiger, strebsamer, unbeflecklicher Männer —, einer Institution, wie sie keinem seiner damaligen Kollegen zur Verfügung stand, die vorbildlich für die ganze Welt wurde und unerreicht blieb. Offizierskorps und Beamtentum Preußens waren Unica in der Welt, durch den Schöpferwillen der Könige ins Leben gerufen. Aus ihrem Beruf emporgewachsen, wurden sie seine Führer, durch das Vertrauen ihres Königs.

Die auswärtige Politik lag dem König nicht, wie den meisten Deutschen bis heute. Schon damals war sie mit Verstellung, Lüge, Heuchelei und Intrige verbunden wie heutzutage. Solches Wesen war der frommen, geraden, wahrhaften Natur des Königs zuwider. Er verschmähte es, zu derartigen Mitteln zu greifen. Nicht in der Lage, die verborgenen Fäden zu erschauen, wurde er oft ihr Opfer.

Zumal die Intrige sogar sich in den Zwist zwischen Vater und Sohn einzuschleichen mußte, um letzteren für ihre Zwecke gegen den ersteren auszunutzen. Merkte der König zuweilen etwas von solchem Treiben, so verdarb es ihm die Laune, und der Sohn bekam es zu fühlen.

Wie weit die Königin Sophie Dorothee dabei ihres Sohnes Partei ergriff, ist schwer zu bestimmen, er hat gewiß ihr oft sein bekümmertes Herz aufgeschüttet. Ihre Ehe mit dem König war eine glückliche und wurde durch eine reiche Kinderchar gefegnet, aber auch sie hatte gewiß schwer unter dem Charakter des eigensinnigen Vatten zu leiden, trotzdem er ihr herzlich zugetan blieb. Die bekanntesten Vertreter der politischen Intrige am Hofe Friedrich Wilhelm I. waren Seckendorf und Grumbkow, deren Namen bis heute, mit diesem zweifelhaften Ruhm belastet, bekannt sind.

Auch in seinem Heer hielt der König mit unerbittlicher Strenge bei Offizier und Mann eiserne Manneszucht und straffe Disziplin aufrecht und schmiedete in angestrengter Friedensarbeit durch „Preußisches Drill“, für seinen Sohn die prachtvolle, furchtbare Waffe, mit der er einer Welt von Feinden siegreich trogen konnte. Ganz war der König übrigens den Künsten nicht abhold. Er war sogar ausübender „Künstler“. In seinen Gichtanfällen pflegte er Schmerz und schlechte Laune durch Porträtierten zu bekämpfen. Bald waren es seine „Langen Kerl“, bald andere Vorbilder, die er sich wählte. Die Erfolge des „in tormentis pinxit“ sind mehr originell als schön. Im Stadtschloß zu Potsdam hängen Erzeugnisse der königlichen Kunst, wie auch z. B. im Schloß des Grafen Bentinck, Middachten bei Arnheim, das er mehrfach auf seinen Studienreisen in den Niederlanden besuchte. Er unternahm dieselben von Schloß Moiland aus, das an der holländischen Grenze lag. Bei einem solchen Ausflug besuchte der König — infognito als Kaufherr verkleidet — am Sonntag den Gottesdienst in Amsterdam, wobei er neben einen schwer reichen holländischen Handelsheer zu sitzen kam. Als man den Küster mit dem Sammelsteller von weitem hantieren sah, griff der Amsterdamer in seine Börse und legte auf das Pult einen Gulden zurecht, der König zwei, der Amsterdamer drei und so fort, bis das ganze Pult bedeckt war. Als der Küster — sprachlos vor Staunen über diese gänzlich ungewohnte Munifizenz des als Geiztragen ihm bekannten Herrn Handelsmannes — dem Amsterdamer den Zeller hinhielt, segte dieser seine Guldensammlung mit beiden Händen prozenhaft in den Zeller: während der fassunglose Küster dem König den Zeller — einen gleichen Segen erwartend — hinhielt, langte dieser einen Gulden und legte ihn darauf, während er die sämtlichen andern wieder in seinen Beutel steckte. Diese Geschichte wird allerdings auch von Peter dem Großen erzählt.

Ich fasse zusammen: König Friedrich Wilhelm I. hat seinen Sohn, seine Beamtenerschaft, das preußische Volk arbeiten gelehrt, d. h. die Erkenntnis beigebracht, daß es Pflicht des Menschen ist, die Höchstleistung, deren er körperlich und geistig fähig ist, zum Wohl des Ganzen, des Staates, des Vaterlandes einzusetzen, während er als Landesherr, durch den von ihm ausgeübten Schutz mittels der „objektiven Staatsgewalt“ dem Untertanen die vollste Möglichkeit gewährte, seine Leistung unbehindert zu betätigen. Er stellte persönlich auf das Gewissenhafteste den Etat mit allen Details auf und sorgte unnachsichtlich für dessen Innehaltung. Man kann sagen, er verwaltete Preußen wie eine Domäne. Er fand dabei oft Widerstand und mußte den ostpreußischen Adligen gegenüber seinen Willen als einen „Rocher de Bronze“ zu stabilisieren. Seine schriftlichen Instruktionen für seinen Sohn, die eine

Charakteristik des Adels in den verschiedenen Landesteilen enthalten, verraten gute Menschenkenntnis und sind höchst ergötzlich zu lesen.

Er hat Frieden gehalten, schrieb aber doch den ewig wahren Satz nieder: „Wenn man in der Welt etwas will decidieren, so will es die Feder allein nicht machen, so sie nicht von der Schärfe des Schwertes souteniret wird!“

aus: Wilhelm II., Meine Vorfahren, Berlin 1929, S. 51 bis S. 61